

## Besprechungen

Hoenen, P., S. J., *De noetica geometriae, origine theoriae cognitionis* (Analecta Gregoriana, 63). gr. 8<sup>o</sup> (293 S.) Rom 1954, Gregoriana. 3.—Doll.

Das Buch enthält eine Reihe von Abhandlungen, von denen die in den ersten vier Kapiteln wiedergegebenen im wesentlichen bereits in Greg 19 (1938), 20 (1939) und 24 (1943) veröffentlicht waren; die übrigen drei Kapitel sind neu. Das gemeinsame Thema ist die Erkenntnislehre der Geometrie; im Untertitel wird diese als Ursprung der Erkenntnislehre überhaupt bezeichnet; die darin ausgesprochene These wird jedoch nur im letzten Abschnitt des 7. Kap. (236—248) ausdrücklich behandelt; das Schwergewicht liegt also auf der Darlegung der noetischen Eigenart der Geometrie. H. verteidigt gegen die moderne axiomatische Auffassung entschieden die anschauliche Grundlage der Geometrie, mit der sich die verstandesmäßige „abstraktive Intuition“ der Prinzipien verbindet. Damit hängt zusammen, daß der euklidischen Geometrie ein wesentlicher Vorrang vor der nicht-euklidischen zugebilligt wird.

Nachdem das 1. Kap. (9—25) die *Problemlage* umrissen hat, wendet sich das 2. Kap. (27—64) dem ersten grundlegenden Problem, dem der *Notwendigkeit*, zu. Die Notwendigkeit der geometrischen Ursätze kann nicht durch bloße Begriffsanalyse erkannt werden (33—36); man muß vielmehr auf die sinnliche Anschauung zurückgreifen, wie die von Cajetan am klarsten dargelegte, später in Vergessenheit geratene Theorie es fordert. Im Sinnenbild (phantasma) sieht der Verstand das Intelligible; das gilt nicht nur von den einfachen Washeiten, sondern auch von der Notwendigkeit des Sachverhaltes. Die Möglichkeit dieser „abstraktiven Intuition“ der geometrischen Prinzipien gründet in der „formalen Abstraktion“, d. h. der Abstraktion der „Form“, z. B. der Ausdehnung, von der Materie. H. erläutert diese Theorie am sogenannten Möbiusschen Band; wenn an ihm parallel zu den Längsseiten ein durchgehender Schnitt vorgenommen wird, so wird das Band nicht wie ein Zylinder in zwei gleichartige Gebilde geteilt, sondern es bleibt ein einziges zusammenhängendes Band erhalten. Die meisten Menschen werden dieses Ergebnis nur bei tatsächlicher Ausführung des Schnittes erkennen; dann aber erfassen sie es nicht bloß als tatsächlich, sondern als notwendig (47—49).

Das 3. und 4. Kap. (65—156) sind dem Problem der *Exaktheit* gewidmet. Die Sinne geben keine exakten geometrischen Gebilde; wie kann dann die Einsicht von den Sinnen abhängen? Um das zu zeigen, geht H. vom ausgedehnten Körper aus; er erweist sich als teilbar. Die Grenze zwischen den Teilen ist notwendig eine „exakte“ Fläche; denn behielte sie noch irgend etwas von Dreidimensionalität, so wäre sie nicht Grenze, sondern ein dritter Teil, bei dem die Frage nach der Begrenzung wiederkehren würde (74). Ähnlich wird die Linie als Grenze der Teile der Fläche und der Punkt als Grenze der Abschnitte der Linie gefunden. Freilich haben wir damit noch nicht die exakte Gerade bzw. Ebene. Für sie ist nach H. der Begriff der „Richtung“ entscheidend, der ein grundlegender, nicht weiter zurückführbarer, aus der Anschauung abstrahierter Begriff ist; die Gerade ist die Linie, die stets die gleiche Richtung einhält (120). Daraus ergibt sich weiter, daß die nicht-euklidische Geometrie mit der euklidischen nicht gleichberechtigt ist. In jeder nicht-euklidischen Geometrie ist die Bedeutung der Grundbegriffe, z. B. der „Geraden“, nicht die gleiche, unmittelbar aus der Anschauung gewonnene, wie in der euklidischen Geometrie (144 f.). Die in der nicht-euklidischen Geometrie gemeinten Objekte können aber auch in der klassischen Geometrie dargestellt werden (142).

Das 5. Kap. (157—194) behandelt die *axiomatische Methode*. H. erkennt ihre relative Berechtigung zur Aufdeckung der logischen Struktur der Wissenschaft an (194). Er meint aber, ihre Forderungen, auf die unmittelbare Einsicht ganz zu verzichten und ein von Anfang an vollständiges Axiomensystem aufzustellen, das nachträglich nicht erweitert werden darf, sei praktisch (169 f.), ja auch theoretisch undurchführbar (170—175). Die Verteidiger der axiomatischen Methode übersehen, daß die Fruchtbarkeit der Deduktion gerade auf den stets wieder neu hinzugenommenen unmittelbaren Einsichten beruht (180). Die axiomatische Methode opfert der Strenge der Form den Inhalt (185). Im Problem der „Anwendung“ des logischen Sy-

stems kehrt aber die Frage nach den unmittelbaren Sacheinsichten, die man vermeiden wollte, zurück (190). Verzichtet man auf alle „Anwendung“ und alle Einsicht und betrachtet die „abstrakte“ Geometrie nur als eine Gesamtheit von Regeln, wie mit bestimmten Symbolen zu verfahren sei, so bleibt nur eine gelehrte Spielerei übrig, die den Namen „Wissenschaft“ nicht verdient (193).

Das 6. Kap. (195—222) zeigt, wie in dieser Auffassung der Geometrie deren *Hauptgegenstand* nicht der „Raum“, sondern die reale Ausdehnung der Körper ist; erst an zweiter Stelle sind die verschiedenen Figuren, die durch die Ausdehnung ermöglicht werden, Gegenstand der Geometrie. Weiter bringt dieses Kap. neue Klärungen bezüglich der Weise, wie die geometrischen Ursätze erfaßt werden. Das 7. Kap. (223—248) legt zunächst dar, daß die Ausdehnung die „*materia intelligibilis*“ des hl. Thomas ist. Dann versucht H. den Nachweis, daß die Noetik der Geometrie als Ursprungsort der allgemeinen Erkenntnistheorie notwendig sei. Der Grund ist folgender: das Wesen dessen, was Einsicht (intelligere) besagt, kann nur in der Einsicht eines Gegenstandes offenbar werden. Der erste Gegenstand, an dem die Kraft des Intellectus offenbar wird, ist aber das Intelligibile in sensibili, und das eben sind die mathematischen, vor allem die geometrischen Sachverhalte. Indem wir an diesen Beispielen sehen, was „intelligere“ ist, sehen wir auch ein, daß die Erkennbarkeit (intelligibilitas) das Sein mit sich bringt (240). Und indem wir dann auch die Umkehrung dieses Satzes, d. h. den Satz, daß das Seiende intelligibel ist, einsehen, treten wir in den Bereich der Metaphysik ein (241).

Ein Anhang (249—288) behandelt die *Einsicht notwendiger Sachverhalte im Bereich existentialer Akte* (actus existenciales), die H. den Washeiten gegenüberstellt; so sind z. B. das Irgendwosein (ubi) und die Dauer nach H. nicht Washeiten, sondern existentielle Akte. Ein besonderer Abschnitt betrifft den Begriff des Seins. Gegen Gilson verteidigt H., daß das Sein nicht nur im Urteil erfaßt wird, sondern daß es auch einen Begriff des Seins gibt; das Sein werde allerdings ursprünglich im Urteil entdeckt (281). Hier wird man an die „virtuellen Urteile“ denken müssen, von denen H. früher (55 f.) gesprochen hat; diese sind noch keine begrifflich geformten Aussagen, sondern allem Anschein nach nur das Sehen eines Sachverhaltes.

Die *Hauptbedeutung des Buches* scheint mir in der unterschiedenen Verteidigung *einsichtiger geometrischer Prinzipien* durch einen Philosophen zu liegen, dem zugleich die moderne mathematische Problematik vertraut ist. Indem die axiomatisch aufgebaute Geometrie auf diese unmittelbaren Einsichten verzichtet und so die ganze Geometrie in einen großen Bedingungssatz verwandelt (wenn A und B . . . und F, dann P und Q und R und . . . 23), verzichtet sie m. E. tatsächlich auf das Beste, das sie zu geben hat. Und ist es nicht im Grunde ein Zurückweichen vor dem Positivismus, was sie dazu verleitet hat? Die Metaphysik kann selbstverständlich nie, ohne sich selbst aufzugeben, auf unmittelbare Einsichten verzichten, die über bloße Tautologien wesentlich hinausgehen. Es wäre aber für den Metaphysiker in der Tat müßlich, wenn er damit für die Metaphysik eine Art von Erkenntnissen fordern müßte, für die es in den anderen Bereichen menschlicher Erkenntnis, namentlich im Bereich ihres „*obiectum proportionatum*“, keinerlei Analogon gäbe.

Damit möchten wir jedoch nicht der Auffassung H.s beipflichten, der Durchgang durch die Geometrie sei für die Metaphysik unbedingt notwendig. Wie sollten dann die Thesen des hl. Thomas noch erhalten bleiben, das Seiende sei das erste, was dem Verstand zufällt (quod cadit in intellectu), und darum sei das Widerspruchsprinzip das erste Prinzip schlechthin? Und in welchem Sinn bliebe die Metaphysik noch „erste“ Philosophie? Selbst innerhalb der Transzendentalien ist nicht das „Wahre“, das Intelligible, sondern das Seiende das erste. Gewiß schließt das alles nicht aus, daß das Sein und das Seiende im Konkreten vorgefunden werden. Aber eine wesensnotwendige Abhängigkeit der Metaphysik von einer Einzelwissenschaft scheint uns damit nicht gegeben zu sein.

Damit hängt die andere Frage zusammen, wie die Einsicht der Prinzipien von der konkreten Erfahrung abhängig ist. Es handelt sich hier um letzte Feinheiten der Analyse. Aber vielleicht hat H. die Bindung an die sinnliche Erfahrung doch überbetont. Er selbst gibt zu, daß nicht einmal im geometrischen Bereich die exakten Aussagen im Sinnenbild eine adäquate Entsprechung finden (75 83 226). Wie kann der Verstand aber das *im* Sinnenbild als notwendig schauen, was in ihm nicht

einmal als bloße Tatsache enthalten ist? Wenn H. sagt: *Id legimus in phantasmate, sed transcendendo phantasma* (86), so scheint uns das einem Widerspruch nahe-zukommen. Die Abstraktion der *Begriffe* dürfte auch im geometrischen Bereich erforderlich sein, um die Einsicht der Notwendigkeit zu vollziehen; d. h. aber, die Notwendigkeit wird nicht im Konkreten geschaut oder gar „erfahren“, sondern im abstrakten Bereich der Begriffe eingesehen. Dabei kann durchaus zugegeben werden, daß der Inhalt nicht nur der geometrischen Begriffe, sondern auch der Aussagen mehr oder weniger exakt in der sinnlichen Anschauung gegeben ist und daß der Hinblick auf diese anschauliche Grundlage die geometrischen Einsichten erleichtert, ja, insoweit erst ermöglicht, als der Inhalt der *Begriffe* zu verdeutlichen ist. H. selbst kommt dieser eingeschränkten Auffassung in seinen Ausführungen S. 209 f. wenigstens sehr nahe. Für die metaphysischen Prinzipien zumindest scheint uns diese größere Freiheit der Verstandeseinsicht von der sinnlichen Grundlage unbedingt erforderlich zu sein. — Im Falle des Möbiusschen Bandes (47—49) sehen wir wohl nicht unmittelbar im Vollzug der Handlung die Notwendigkeit gerade dieses *besonderen* Sachverhaltes ein, sondern wir schließen zunächst auf diese Notwendigkeit aus dem *allgemeinen* Wissen, daß Sachverhalte in diesem Bereich stets notwendige Sachverhalte sind.

Hingewiesen sei noch auf das sprachliche Gewand der Darlegungen H.s. Es beweist allein durch sein Vorhandensein, daß es sehr wohl möglich ist, in lateinischer Sprache leicht und klar auch moderne Probleme zu behandeln, wenn man auf einen übertriebenen Ciceronianismus verzichtet und vor Neubildungen nicht zurückschreckt. Wir fürchten freilich, daß das Buch wegen des lateinischen Gewandes gerade zu den Kreisen keinen Zugang findet, denen es am meisten zu sagen hätte.

J. de Vries S. J.

Jaspers, K., *Philosophie*. Bd. I—III. 3. Aufl. gr. 8<sup>o</sup> (LV u. 340, XI u. 440, VIII u. 276 S.) Berlin—Göttingen—Heidelberg 1956, Springer. 24.—; 25.—; 21.— DM. Ders., *Existenzphilosophie*. 2. Aufl. 8<sup>o</sup> (VI u. 90 S.) Berlin 1956, de Gruyter. 9.80 DM.

„De nobis ipsis silemus“ — dieses Wort Bacos v. Verulam, das Kant seiner „Kritik der reinen Vernunft“ vorausschickt, besitzt für J. keine absolute Gültigkeit; er glaubt vielmehr, „durch biographische Erinnerung“ etwas vom Sinn seiner „Philosophie“ und sich daran knüpfender Probleme veranschaulichen zu können. Darum das verhältnismäßig umfangreiche „*Nachwort 1955*“ zur 3. Aufl. seines Hauptwerks und das kurze zur 2. Aufl. seiner Hochstift-Vorlesungen. Für uns sind jetzt nur diese Seiten von Interesse, der Inhalt der Werke selbst ist jedem Kenner der Gegenwartphilosophie vertraut und auch vom Standpunkt der christlichen Philosophie aus oft genug gewürdigt worden.

Auf den „Sinn“ seiner „Philosophie“ (darüber spricht J. zuerst) fällt Licht aus der Entstehungsgeschichte des Werkes. Wie noch nie zuvor betont er seinen Ausgang von der Frage nach der Möglichkeit einer „wissenschaftlichen“ Philosophie; eine solche wird vorbehaltlos abgelehnt, auch und erst recht in ihrer Husserlschen Form. „Die geistige Situation, in der mein Philosophieren entstand, war also der Enthusiasmus für wissenschaftliche Gewißheit, die Erfahrung der Grenzen der Wissenschaft und der Wille zur lebentragenden Philosophie, deren Wesen und Möglichkeiten dem akademischen Bewußtsein und mir selbst verschleiert waren“ (Nachwort 1955, XXV — im folgenden wird immer nur die Seitenzahl angegeben). Wissenschaft könne sich in ihrem Sinn nicht selbst begründen, was aber über Wissenschaft hinausliegt, die Philosophie, die „praktisch wichtigste Sache denkenden Lebens“ (XVIII), könne nie die der Wissenschaft eigentümliche rationale Sicherheit bieten. Und so wurden „unter der Führung der uralten Idee der Philosophie“ in diesem Buch „Welt, Seele, Gott . . . als Weltorientierung, Existenzerhellung und Metaphysik zu den Themen der drei Teile“ (XXIII). Wie möchte das Buch daher gelesen werden? Es zeigt nicht die Sache selbst als wißbaren Bestand, sondern leistet Denkarbeit so, daß „das Dabeisein des eigenen Wesens erfordert“ wird (XXVIII), „Ergänzung durch die Wirklichkeit des Denkenden“ (ebd.). Solche und ähnliche Wendungen umschreiben das Anliegen, auf dem J. in seinem „existenziellen“ Denken und Mitdenkenlassen hauptsächlich insistiert. Freilich handelt es sich nicht nur um die